

selbst schon überrituelle, wahrhaft katholische Werke zustande bringen. In Aleppo setzen sich die vier katholischen Bischöfe jede Woche zu einer Konferenz zusammen. Die Einheit läßt sich bei gutem Willen verwirklichen.

Auch bei den lateinischen Missionaren wächst das Verständnis für die Orientalen. Die Jesuiten z. B. haben vor einiger Zeit ein Noviziat im Libanon eröffnet. Die Einheimischen, die dort eintreten, behalten ihren Ritus, während früher alle, die Jesuiten wurden, zum lateinischen Ritus übertreten mußten. Ein Jesuit wurde bereits im melkitischen Ritus zum Priester geweiht. Ein anderer, syrischer Herkunft, wird zum syrischen Ritus wieder zurückkehren oder hat diesen übertreten bereits vollzogen. An der Theologischen Fakultät der »Université St. Joseph« in Beirut sind bereits auch einheimische, orientalische Priester als Professoren tätig. Das Seminar nimmt Theologen aller Riten auf und formt sie gemeinsam in katholischem Geist.

Das Wiederaufblühen der orientalischen Christenheit kann nur Wirklichkeit werden, wenn wahrhaft katholischer Geist alle beseelt. Wie will man die Mohammedaner gewinnen, wenn ihnen das Christentum nur das Bild der jammervollsten religiösen Zersplitterung ist! Katholischer Geist verlangt die aufrichtige Achtung auch vor dem Volkstum der Mohammedaner. Das Christentum muß in einem Gewand zu ihnen kommen, das diesem Volkstum entspricht. Charles de Foucauld hat in diesem Sinn in Afrika vorbildlich gearbeitet.

Ritus und Volkstum, das ist das Zentralproblem im vorderen Orient. Es ist zu lösen aus katholischem Geiste heraus.

Umfchau

Dacqués Naturphilosophie

E. Daqué¹ bemüht sich schon lange, das »Rätsel Mensch« in seinem Urgrund zu erfassen. Dieses Rätsel enthält einen physischen und einen metaphysischen Teil. Mit dem Physischen oder Naturhistorischen beschäftigt sich mehr sein Buch »Urwelt, Sage und Menschheit«, das schon in achter Auflage erschienen ist, mit der Metaphysik das neue Werk »Das verlorene Paradies«¹. Das Physische fällt tatsächlich zusammen mit dem, was man gewöhnlich die tierische Abstammung des Menschen nennt; von Anatomie, Physiologie oder dergleichen ist nicht die Rede. Darüber ist nun gewiß viel geschrieben worden, dafür und dagegen, und man glaubte die Frage endgültig gelöst zu haben. Aber dem ist nach Daqué nicht so. Die landläufige, materia-

listisch orientierte Abstammungstheorie, nach der der Mensch als letztes zeitliches Ergebnis einer Höherentwicklung des Tierischen physisch entsteht, ist unmöglich. Denn der Mensch als der »universalste«, d. h. am wenigsten differenzierte organische Typus, kann nicht aus irgend welchen tierischen Typen entstehen, da alle nicht menschlichen, tierischen Formkreise einseitig spezialisiert sind. Wohl aber kann das Ganze in seine Teile zerlegt werden, und diese Teile sind eben dann nur noch Bruchstücke des einen Ganzen. Der Menschentypus muß also »im Anfang« stehen, aus ihm müssen die Teilformen sich herausentwickeln. Dieses »Stehen im Anfang« kann nun idealistisch aufgefaßt werden und konkret physisch. Im ersteren Fall hieße das: die naturhistorische Entwicklung des Tierischen geschieht unter dem Einfluß der »Idee« Mensch, und ihr ganzer Zweck ist, den physischen Menschen allmählich möglich zu machen; dieser tritt dann ohne physischen (d. h. durch Zeugung vermittelten) Zusammenhang mit dem Tie-

¹ Urwelt, Sage und Menschheit. 8. Aufl. 80 (367 S.) München 1938, R. Oldenbourg. Geb. M 7.50. - Das verlorene Paradies. 80 (452 S.) Ebd. Geb. M 7.50.

rischen durch Schöpfung ins Dasein. Im zweiten Fall existiert der menschliche Typus wirklich in der physischen Natur, und es gehen aus ihm durch Zeugung die untermenschlichen Tiertypen hervor. Da nun aber der Mensch in der Form, wie wir ihn heute verwirklicht sehen, nicht immer existierte, so war er eben in jenen Urzeiten anders beschaffen, etwa so, wie nach dem Zeugnis der Paläontologie die einigermaßen menschenähnlichen Tierformen aufeinander folgten. Der Mensch sah also äußerlich zunächst etwa wie ein Fisch aus, dann wie ein Amphibium, Drache (Saurier), Beuteltier, Affe.

Wir wollen hier die Hauptstadien dieser urweltlichen physischen Menschheitsgestaltung mitteilen, wie sie Dacqué in einer Tabelle des ersten Werkes vorlegt (S. 256) mit Einschluß der entsprechenden seelischen Entwicklungsstufen, von denen mehr im zweiten Buch die Rede ist. Schon in der Steinkohlenzeit ist das Zeitalter des horngepanzten Adamiten; Gang auf vier Extremitäten; amphibischer Habitus. In der Permzeit entsteht der stirnagentragende natursonnambule Nachadamit von reptilhaftem Säugetiertypus; Beginn der Erhebung des Körpers. Weiterhin entstehen auf jetzt zum Teil untergegangenen Erdteilen der beuteltierhafte, intellektuell veranlagte Vornochit mit halbaufrechtem Gang, aber noch verwachsener Hand; dann der Noachit mit aufrechtem Gang, spreizbarer Hand und plazentalem Säugetierkörper. Nach Überwindung einiger Zwischenstufen bildet sich dann im Jungtertiär der affenartige Körperhabitus, der nach Abspaltung der Menschenaffen und der Affenmenschen »zum kulturlosen degenerierten« Eiszeitmenschen »mit naturfichtigen Seelenresten« wird. In der geologischen Gegenwart (Alluvium) endlich tritt der apollische, rezente, rationalisierte Menschentypus auf mit den historischen Kulturen.

Wie kommt nun der Verfasser zu solchen Anschauungen, die, wie er selbst betont, jedem Wissenschaftler, jedem intellektualisierten Menschen absurd vorkommen müssen? Sie ergeben sich aus den Erkenntnisquellen, mit denen der Verfasser arbeitet; er stellt nämlich neben die in der wissenschaftlichen Paläontologie und Geologie verwerteten, d. h. neben die fossilen Funde der aufeinanderfolgenden Organismenformen und die rationell erschlossene Aufeinanderfolge von Ländern und Mee-

ren, die Sagen als gleichwertige, ja übergeordnete Erkenntnisquelle. Er unterscheidet wohl zwischen Sagen und Sagen. Die einen knüpfen an einzelne Personen oder einzelne Naturereignisse an, deren Geschichtlichkeit erwiesen oder vermutet werden kann; andere dagegen handeln nicht von einzelnen gelegentlichen Ereignissen, sondern von solchen, die das gesamte Geschlecht der Menschen angehen und in urweltliche Zeiten verlegt werden. Diese Kernsagen sind nach Dacqué wirkliche Erinnerungen an Geschehnisse, die entweder am Menschen selbst oder in seiner Umwelt geschehen, die also von den Urmenschen wirklich bewußt erlebt und in ausgeprägten Zeichen (Formulierungen), eben als Sagen, seit Milliarden von Jahren weitergegeben wurden.

Wie ist das zu beurteilen? Wir wollen davon absehen, daß die Vorstellung, der allgemeine Typus »Mensch« könne sich in jeder beliebigen spezialisierten Tierform darstellen, und der »Mensch-Fisch« usw. könne sinnvolle Zeichen prägen und sie durch Überlieferung (also nicht rein naturhaft durch Vererbung) weitergeben, als unmöglich empfunden werden muß. Wichtiger ist, daß die Methode, mit den Sageninhalten vorweltliche historische Tatsachen zu erschließen, vom Verfasser selbst nicht bis zum Ende durchgeführt wird. Es werden Einschränkungen zugegeben, die jeden prinzipiellen Wert der Methode aufheben. Es gibt nämlich Sagen, und sie sind besonders verbreitet, über Vorgänge, denen der Mensch nicht einmal in Form eines Einzelligen als miterlebender Zeuge beiwohnen konnte: es sind das die Sagen über Welterschöpfung und ganz besonders über den Weltuntergang. Für sie nimmt denn auch der Verfasser eine andere Erkenntnisquelle an, Hellsehen und visionäre Träume, wie man es in schwachem Maße heute noch bei einzelnen »Medien« feststellen kann. Wenn nun aber ein Teil der Sageninhalte so gedeutet werden muß, so können alle so gedeutet werden, soweit sie überhaupt etwas anderes sind als phantastische Erweiterungen lokaler Einzelereignisse.

Willkürlich ist auch, den physischen Typus Mensch erst als Ausgangspunkt für die Wirbeltiere anzunehmen; für die ganze Tierwelt unterhalb des Wirbeltiertypus wäre der Mensch nicht »im Anfang« gestanden.

Diese Schwierigkeiten sind dem Ver-

fasser natürlich nicht entgangen, und er hat selbst die ganze Theorie, die Tierwelt irgendwie physisch aus dem physischen Volltypus »Mensch« entstehen zu lassen, ausdrücklich in seinem Buch »Das verlorene Paradies« aufgegeben. Dort finden wir (S. 217) folgende Feststellung: »Wir müssen es aus dem Metaphysischen verstehen, daß der Menschenstamm als die innere Vollpotenz die Tierformen ... aus sich entlassen hat. ... Denn so wenig der physische Mensch ehemals ein Reptil oder ein Säugetier war, ... so wenig hat er solche Tiere aus sich (durch Zeugung) entlassen.« Es folgt dann an der zitierten Stelle eine klare Darstellung der idealistischen Auffassung der Entwicklungsgeschichte, wie sie von vielen Theoretikern, die nicht materialistisch dachten, seit langem vertreten wurde, neuestens (1938) besonders von B. Steiner (»Der Schöpfungsplan«) und von Hedwig Conrad-Martius (»Ursprung und Aufbau des lebendigen Kosmos«).

Es ist auffallend, wie dieses neue, die Metaphysik Dacqués enthaltende Buch ganz eigenartig wirkt, obwohl das Gegenständliche, das in ihm behandelt wird, nicht ungewöhnlich ist. Allerdings wird man selten den Stoff unter all den Rücksichten in einem einzigen Werk behandelt finden, angefangen von der wissenschaftlichen Phylogenie, durch die vergleichende Mythenkunde und Religionsgeschichte hindurch bis hinauf zur wissenschaftlichen christlichen Dogmatik. Eigenartig ist die Beschränkung auf eine bestimmte Seite des Gegenständlichen, hier das Metaphysische; die Anwendung einer bestimmten, weniger beachteten Erkenntnisquelle des Metaphysischen, hier die Mythen; und endlich die Darstellung in Form einer Entwicklungsgeschichte der Seele, wie sie ausschließlich aus den Mythen direkt und ohne Verwendung des abstrahierenden Intellekts naturhaft »erlebt« wird. »Meine Absicht liegt in der unmittelbaren Spiegelung des inneren und äußeren Lebens, das sich abstrakter Begriffsbildung völlig entzieht und nur in lebendigen Bildern gezeigt werden kann.« Diese unmittelbaren Spiegelungen sind die Mythen. »Mythen sind jene Überlieferungen, bei denen das äußere Erleben, die Wiedergabe von Bildern die Gegenseite eines unaussprechbaren inneren, ja vielleicht nur transzendenten Geschehens ist.« Die besondere Fähigkeit, den metaphysischen Inhalt eines lebendigen

Bildes (Mythus) unmittelbar zu erleben, ohne es verstandesmäßig zu erfassen, ist die »Naturaussichtigkeit«. Eine solche erlebte Erkenntnis nennt der Verfasser Glauben, und der erlebte Inhalt der Mythen ist Religion, die genuine heidnische Religion.

Die Geschichte der Seele umfaßt zwei ganz verschiedene Reihen von Dingen, die Reihe der aufeinanderfolgenden Zuständlichkeiten der Seele selbst und die Reihe der Erkenntnisweisen des metaphysischen Inhaltes der Mythen. Diese beiden Reihen laufen in dem Buch beständig nebeneinander und werden manchmal nicht genug auseinandergehalten. Wir glauben, daß die besondere Schwierigkeit, die Bücher des Verfassers zu verstehen – worauf Dacqué selbst wiederholt aufmerksam macht –, darauf zurückzuführen ist.

Die Seelengeschichte, als Geschichte der Zuständlichkeiten, umfaßt einige Stufen, die in der physischen Seinsordnung, in der wir zeitlich existieren, ablaufen; ihnen geht ein Daseinszustand metaphysischer Art, ein rein ideeller voraus, der sich in eben diesen physischen zeitlichen Zuständlichkeiten symbolhaft auswirkt. »Symbole« sind also nach Dacqué kein bloßer »Schein«, sondern wirkliche Wesenheiten, die die Idee immanent wirksam in sich tragen. Ein ebenso rein transzendentaler Zustand wird diesen zeitlichen Stufen folgen, das »Reich Gottes«, in dem wir als Kinder im Angesicht des Vater-Gottes stehen. Als zeitliche Stufen werden aufgezählt: der Urstand des Menschen, das magische Heidentum, das magische Israel und der »christliche Mythos«. An Mythen, die sich besonders auf den »Urstand« beziehen, finden wir – besonders deutlich im biblischen Schöpfungsbericht ausgedrückt – den über das Ausgehen von Gott in Form der Schöpfung, den über einen paradisiatischen Zustand, über Paradiesvertreibung (Sündenfall) und die hoffnungsvolle Sehnsucht nach Erlösung. Das »Erleben« der Mythen geschieht in diesem Urzustand durch Traum, Hellseher, Gattungsgeächtnis und Innenschau und wirkliche »Naturaussichtigkeit« (unbewußte?). Im magischen Heidentum äußert sich die Zuständlichkeit der Seele in der Urprache, im Ahnenleben und Totenkult, Tierkult, Totemwesen und im magischen Opfer. Die entsprechende Weise des »Erlebens« ist die Magie, als Erkenntnisquelle und als Praxis aufgefaßt. »Magie beruht auf der im Unbewußten geschöpften Erkenntnis der

naturfeelenhaften Zusammenhänge des Daseins, und sie . . . ist die dem Frühmenschen noch angeborene, jetzt durch den Intellekt fast völlig verdrängte Fähigkeit, in das Unbewußte einzudringen und von dort Mittel hervorzubringen, diese naturhaften Zusammenhänge zu beeinflussen. . . . Der Mensch bekommt irgendwie von der seelischen Seite her die Natur in die Hand, daß sie etwas nach dem menschlichen Willen tut, was sie in gewissem Grad sich selbst überlassen an dieser Stelle und in diesem Verlauf nicht oder anders getan hätte.« In diesem Falle sprechen wir von eigentlicher »Zauberei« im märchenhaften Sinn.

Im magischen Israel finden wir noch weiterhin das echte magische Heidentum vor, aber – und das ist etwas ganz Neues und Eigenartiges – dieses Heidentum steht im Kampf mit dem Mythos von einem wahren Vater=Gott. Die Erkenntnis dieses Mythos wird nicht mehr auf Natursichtigkeit zurückgeführt, sondern auf eigenartige, göttliche Offenbarungen in Visionen und Träumen. Diese Offenbarungen werden endlich durch von Gott berufene und eigens »manahaft« (»gnadenhaft«) befähigte Männer, die Propheten oder Gottesmänner, verkündet.

Was in Israel begonnen wurde, wurde dann im Christentum erfüllt durch die Menschwerdung Gottes, die vollkommenste Offenbarung des Vater=Gottes. Das Christentum ist zwar die »Erfüllung« der religiösen Mythen, aber es ist zugleich etwas »ganz anderes«. Zwar spricht Dacqué auch vom Mythos des Christentums, aber von einem »historischen«. Der ist nicht mehr die unmittelbare naturhafte Spiegelung einer inneren seelischen Zuständigkeit, sondern besteht in der geschichtlichen »Erscheinung Christi in Jesus von Nazareth«. Man kann diese geschichtliche Erscheinung noch ein Symbol nennen, insofern sie einen »inneren, jenseitigen Sinn« hat, nämlich das Eintreten Gottes in die Menschengestalt; aber »Mythos« in dem bisher gebrauchten Sinn ist das nicht mehr. Ebenso bekommen die Worte »glauben«, »erleben« einen ganz andern Sinn. »Glauben« ist die Hinnahme eines geschichtlichen Tatbestandes auf das Zeugnis eines andern hin, hier auf das Zeugnis des Gottmenschen. »Erleben« ist nicht mehr die möglichst wirklichkeitsnahe Erkenntnis von etwas, sondern die reale physische Wiederholung des Eintrittes Gottes in

den einzelnen Menschen, der glaubt und sich taufen läßt.

Was Dacqué sagt über den vorphysischen transzendenten Zustand, über das in sich verfelbständigte metaphysische Urbild des Menschen (das Paradies), das bereits in diesem transzendenten Zustand von Gott abfällt (Paradiesvertreibung) und sich deshalb auch nur in diesem gebrochenen Zustand in der physischen zeitlichen Schöpfung äußert, hat er sicher nicht durch unmittelbare, lebendige Bilder erkannt, sondern höchst rationell und nicht nur aus den Mythen gedeutet. Die christliche Theologie kennt zwar auch einen metaphysischen Zustand des Menschen, der seiner zeitlichen Verwirklichung vorauszu sehen ist, aber nur als Gegenstand der göttlichen Erkenntnis, nicht als eine in sich bereits verfelbständigte ideelle Wesenheit (Hypostase).

Der Zustand, der der zeitlichen physischen Existenz des Menschen folgen wird, das »Reich Gottes«, in dem wir ohne Glauben, ohne Kult als Kinder vor Gott-Vater stehen werden, wird ein ganz eigener metaphysischer Zustand sein, in dem wir noch nicht sind. Für uns physische Menschen ist dieses »Stehen vor Gott« nur ein Begriff, in dem wir erkenntnisgemäß, und zwar rationell durch Abstraktion, das letzte Ziel der Erlösung ausdrücken können. Das »Wesen des Evangeliums« ist für uns physische Menschen die physische Wiederholung des Eintrittes Gottes in die durch Christus erlöste Seele nach dem Ritus, wie er uns durch das vom Geist Gottes stets gesicherte Zeugnis des Evangeliums überliefert wurde und weiter überliefert werden wird.

Es ist unmöglich, ohne ein Buch über den nämlichen Gegenstand zu schreiben, Stellung zu nehmen zu den einzelnen Ansichten des Verfassers. Seine Bücher enthalten nicht nur ein gewaltiges Material, sondern auch so viele persönliche Stellungnahmen zu den Lösungen der Probleme, daß wir uns auf die Bemerkungen zur Methodik des Verfassers beschränken müssen. Man erfährt in jedem Fall aus seinen Büchern große Anregung und fühlt sich wirklich in eine höhere Sphäre des Geistes verlegt. Man hat auch stellenweise den Eindruck, daß Dacqué dem schlichten Bekenntnischristentum, ja selbst der organisierten Kirche sachlich nähersteht, als in der sprachlichen Formulierung in die Erscheinung tritt; man kann ihm wenigstens

oft zustimmen, nur würde man lieber die Sache anders »ausdrücken«.

K. Frank S. J.

Zwei Kündler Christi

Abt Vonier - Erzbischof Goodier

Das Aprilheft der »Dublin Review« und das Maiheft des »Month« berichten uns von dem Tode zweier Männer, die über die Grenzen Englands hinaus Wegweiser und Führer zu Christus waren und in ihren Büchern noch sind. Betonte Christozentrik zeigt sich in ihrem Leben und in ihrem Wirken; wenn auch beide nicht vom gleichen Ideal geformt sind und nicht auf gleichen Wegen führen, so künden doch beide denselben Christus.

Der deutsche Anscar Vonier O. S. B. kam in jungen Jahren als Mitglied der französischen Provinz der cassinensischen Benediktiner bei deren Vertreibung nach Buckfast in Südengland. Schon früh legte er daselbst die Ordensgelübde ab. 1906 begleitete er seinen Abt, Natter, auf einer Visitationsreise nach Südamerika. Bei einem Schiffbruch an der spanischen Küste fand dieser den Tod in den Wellen, während Dom Vonier durch ein portugiesisches Fischerboot gerettet wurde. Während seine Mitbrüder schon für den verstorbenen Abt und seinen Begleiter Seelenmessen zelebrierten, erreichte die Nachricht von Dom Voniers Rettung Buckfast. Sechs Wochen nach dem Tode seines Abtes wurde er, kaum dreißigjährig, vom Ordenskapitel zum Abt erkoren.

Ein Lieblingsgedanke des englischen Katholizismus hatte den jungen Abt erfaßt, der Gedanke des »Pre-reformation«. Aber in ihm war das nicht ästhetische Anwandlung, nicht geschichtliche Reminiszenz, nicht gefühlobetontes Verlangen nach Repristination, sondern »sein großes Verlangen war es, zurückzubringen . . . den Geist katholischen Lebens aus den Tagen vor der Reformation«.

Dieses sein Verlangen nahm Gestalt an, indem er aus den Ruinen der Abteikirche von Buckfast aus dem 12. Jahrhundert in 25jähriger Arbeit, in der er und seine Mönche mit Hand anlegten, die neue Abteikirche erstehen ließ. Was alles Abt Vonier bei dieser Arbeit befeelte, kann der errahnen, der in seinem »Christianus« (deutsch: Freiburg 1935, Herder) liest: »Wenn wir den traurigen Ruinen eines einstmals berühmten heiligen Ortes be-

gegen, eines Klosters, einer Kirche oder eines andern Heiligtums, das jetzt zerstört, entehrt, vielleicht fast dem Erdboden gleich gemacht ist, dann können wir in etwa erwägen, welche Unsumme von Übel tat notwendig war, um ein solches Unglück herbeizuführen. Materiell gesehen, ist manches ehemals stolze Gotteshaus die Wohnstätte armseliger, schmutziger Geschöpfe geworden, sofern überhaupt noch Reste vorhanden sind. In geistiger Hinsicht ist seitdem oft das Denken ganzer Völker angefüllt von häßlichen Verleumdungen und Vorurteilen über das Leben derer, die einst an solchen heiligen Stätten wohnten. . . .

Die liturgische Weihe einer Kirche ist das vom göttlichen Geist eingegebene Gegenstück zu jener weihenlosen und entweihenden Tätigkeit der unreinen Geister, die Christus der Herr im Evangelium beschriebe hat. Die Kirche greift den neuerstellten Bau an, sie betritt ihn mit Herrlichkeit und gnaðenvoller Kraft, sie fordert ihre Kinder auf, ihr zu folgen und Ruhe für ihre Seelen zu finden in einem Haus, das nun einzig und allein der Heiligung geweiht ist« (S. 20 f.). Den Deutschen wird es freuen, daß Vonier sich für die Wiederherstellung von deutschen Kirchen anregen ließ, wie Aachen, Hildesheim, Klosterneuburg, Koblenz, ohne daß dadurch die Einheit seiner wiedererstandenen Abteikirche litt. Daß Christozentrik das Vorherrschende im Denken und Wirken Voniers war, ist die Überzeugung des Abtes von Prinknash, Wilfrid Upson O. S. B., des Mannes, der seinerzeit den anglikanischen Konvent von Caldey geschlossen in die katholische Kirche überführte. Er schreibt in der »Dublin Review«: »Man kann sagen, daß Abt Vonier in allen seinen Büchern sich bemühte, eine »Christian mentality« zu wecken. Er hatte das lebendige Bewußtsein, daß viele Christen ihre Gedanken formen und ihren Lebenslauf ordnen nach Grundsätzen, die keine direkte Beziehung haben zur zentralen Heilstat: fache des Christentums, der Menschwerdung des Sohnes Gottes«. Sein Schrifttum sollte abhelfen. Nach der Erstschrift Voniers »The Human Soul« erschienen der Reihe nach: »The Personality of Christ«, »The Christian Mind«, »The Art of Christ«, »Christ, the King of Glory«, »Christianus« und »The Victory of Christ«¹. Welche

¹ Deutsch ist erschienen: Das Geheimnis des Eucharistischen Opfers (Berlin 1929);